



Thema



Foto Erika Mitterer: Fritz Petrowsky 1973

Wir lernten Dr. Fritz Petrowsky anlässlich eines Abendessens, zu dem uns seine Frau Erika Mitterer-Petrowsky eingeladen hatte, kennen. Es war einer jener seltenen glücklichen Momente, von denen man sagen kann, dass der Funke sofort übergesprungen ist. Wir begegneten in ihm einem Menschen, in dem Klugheit, Wissen, Humor und Warmherzigkeit eine wunderbare Einheit bildeten. Gemeinsame Abende wurden für meinen Mann und mich immer eine große Freude und Bereicherung; nicht zuletzt auch deshalb, weil wir so viel und herzlich miteinander lachen konnten.

Schon der Aufgang zu ihrer Wohnung stimmte uns wunderbar ein: Im Stiegenhaus in der Rainergasse hängen herrliche Fotos von Fritz Petrowsky, die oft der Auslöser dafür waren, endlos über das von uns allen so geliebte Griechenland zu reden und sich auf die nächste Reise dorthin zu freuen.

Zu seinen ganz besonderen Eigenschaften gehörte aber auch die große Verehrung für seine Frau Erika Mitterer, die immer spürbar wurde. In gemeinsamen Gesprächen ließ er ihr oft den „Vortritt“ und hielt sich selbst bescheiden im Hintergrund. Er war, zumindest empfand ich es so, ein leiser, bescheidener Mensch, aber eine sehr starke Persönlichkeit. Ich hatte das Gefühl, dass er nicht im „Schatten der Dichterin“ stand, sondern sich selbst immer wieder in diesen Schatten stellte.

Fritz und Erika P. hatten in manchen Dingen divergierende Ansichten. In politischen oder religiösen Fragen zum Beispiel. Es hat mich oft sehr beeindruckt, wie groß dennoch ihre gegenseitige Akzeptanz war.

Fritz Petrowsky war uns ein lieber und ist ein schmerzlich vermisstter Freund.

Ruth Appel, Wien

Der sich in den Schatten stellte

Eine Erinnerung an Fritz Petrowsky¹

von Martin G. Petrowsky

Es ist immer schwierig, Menschen, zu denen man eine besondere Beziehung hat, zu charakterisieren und dabei subjektiv Wichtiges von objektiv Interessantem zu unterscheiden. Einen schöneren „Einstieg“ in einen Beitrag, der an „den Mann neben der Dichterin“, meinen Vater Fritz Petrowsky, erinnern soll, als die oben abgedruckten Zeilen von Ruth Appel hätte ich mir nicht wünschen können!

Auf diesen Seiten soll nun versucht werden, das Bild eines ungewöhnlichen Mannes zu skizzieren, der vielen von uns als Vorbild dienen könnte und der sich dennoch selbst nicht genügte, der immer das Gefühl hatte, „versagt“ zu haben. Meine Schwester Christiane und mein Bruder Stefan tragen mit ihren persönlichen Erinnerungen zu diesem Vorhaben bei; ich möchte mich so weitgehend wie möglich auf hinterlassene Aussagen, Reflexionen und auf Hinweise Dritter beschränken. Damit nicht ständig zwischen Ausdrücken wie „mein Vater“, „Erika Mitterers Mann“, „Fritz Petrowsky“ etc. hin und her gependelt wird, werde ich weitgehend die Abkürzung F. P. verwenden.

Was verband Erika Mitterer und Fritz Petrowsky? Wohl in erster Linie die Liebe zur Literatur und ein tief verankerter Humanismus, der in einem konsequenten Respekt gegenüber allen anderen Menschen, auch den Andersdenkenden, zum Ausdruck kam. Wo unterschieden sich die beiden signifikant? F. P. war Philosoph, er versuchte die Welt, den Menschen und sich selbst zu verstehen, indem er sich um klares, logisches Denken auf der Grundlage eindeutig definierter Begriffe bemühte. Seine Frau war hingegen durchdrungen von ihrer Religiosität (auch in den Jahrzehnten der Kirchenferne), die ihr Denken und Handeln bestimmte. Während sie seine Denkgebäude als zu theoretisch, als zu abstrakt empfand, hielt er ihren Glauben für naiv, wie er überhaupt der christlichen Theologie vorwarf, den Weg zu einem besseren Verständnis göttlichen Wesens eher zu verbauen als zu eröffnen. In der praktischen Umsetzung weltanschaulicher Überzeugungen, in den wesentlichen ethischen und moralischen Fragen waren sich diese ungleichen Partner jedoch fast immer völlig einig. Von unterschiedlichen



Ausgangspositionen kamen sie immer zum selben Ergebnis.

Geheimnis des Daseins

F. P. sagte einmal, auf sein Leben zurückblickend²:

Das Gefühl der Gemeinsamkeit und Verbundenheit ist ein wesentlicher Bestandteil menschlichen Glücks. Bevor ich versuche, mir die wichtigsten Momente glückhaften Erlebens in Erinnerung zu rufen, muss ich aber betonen, dass mir, je älter ich werde, die Tatsache, dass ich lebe, also überhaupt erleben darf, immer staunenswerter, immer wunderbar erscheint. Dieses Wunder, dass ich bin, dass Welt ist – und das große Geheimnis, dass ich darin bin, scheint mir die Grundlage jeden Glücksgefühls zu sein.

Auch die Verschmelzung von Allgemeinem, in der Menschenart Begründetem und Individuellem, das jedem Einzelnen seine Besonderheit verleiht, ist Teil des Wunderbaren. Und es ist wohl ein gerader, wenn auch immer wieder gefährdeter Weg, der von der natürlichen Geborgenheit des Kleinkindes zum Erleben des Eingebettetseins in das Geheimnis des Daseins, zum Erkennen der Einheit in der Vielfalt führt. Du siehst, dass ich das Wort „Gott“ vermeide, zu viel Verschiedenes ist damit schon bezeichnet worden. Aber die Frage nach dem Sinn des Lebens hat sich mir, glaube ich, schon von früh an gestellt und meine vielleicht allzu große Hinneigung zu Büchern, in denen ich Antwort zu finden hoffte, verursacht.

In Diskussionen hat F. P. immer wieder argumentiert, die Beschränkung der menschlichen Vorstellungskraft auf das sinnlich Wahrnehmbare und die intellektuelle Redlichkeit würden es verbieten, sich ein Bild von Gott zu machen, Anthropomorphismus zu betreiben – also menschliche Begriffe auf Gott zu beziehen, von einem Willen Gottes zu sprechen oder an einen Gott zu glauben, der sich für den einzelnen Menschen *interessiere*; er war sich aber gleichzeitig der persönlichen Verantwortung des Einzelnen dem *Absoluten* gegenüber mehr bewusst als jeder andere Mensch, den ich kennenlernen durfte, und er versuchte, dem Kategorischen Imperativ Kants mit geradezu unglaublicher Grundsatztreue zu entsprechen.

Zu den großen Glücksgefühlen, die ich erleben durfte, gehört es denn auch, dass ich kaum 20-jährig im Werk eines Denkers endlich die Zusammenschau fand, nach der ich mich stets gesehnt hatte. Es ist die Lehre Constantin Brunners, die auf den Schriften Spinozas aufbaut. Es ist nicht etwa so, dass ich sie in jeder Einzelheit als verbindliche Aussage betrachten würde wie der Gläubige die Bibel, aber sie scheint mir von allen Gedankengebäuden, die ich kenne, das geschlossenste und widerspruchloseste und dadurch das überzeugendste zu sein, bekannte F. P., der nach dem Krieg auch Mitglied des Internationaal Constantin Brunner Instituut in Den Haag wurde³. (Für ergänzende Information über Constantin

Brunner siehe bitte den Beitrag auf S. 27.)

Das Streben nach Präzision, nach Eindeutigkeit der Prämissen als Voraussetzung für gültige Schlussfolgerungen, hat F. P. auch in Diskussionen im Freundeskreis ausgezeichnet. So schrieb er seinem Freund Wilhelm von Bodmershof als Reaktion auf dessen Essay *Psychedelics*⁴ im Jahr 1968, als die Frage der Bewusstseinsenerweiterung durch Drogen infolge der Hippie-Bewegung allseits thematisiert wurde:⁵

Darf ich aber, obwohl mir jede eigene Erfahrung sowohl mit asketischer Meditation als auch mit den in Frage stehenden Drogen mangelt, einige theoretische Anmerkungen vorbringen: Im 1. Absatz scheinen „übersinnliche Erfahrung“ und „neue Bewusstseinsdimensionen“ mit „echten religiösen Empfindungen“ gleichgesetzt zu werden. Die Mehrzahl der Fälle außersinnlicher Wahrnehmung im Sinne der Parapsychologie, also kurz des räumlichen und zeitlichen Hellsehens, steht, so viel ich weiß, in keiner Beziehung zu religiösem Erleben, wenn auch manchmal, durchaus nicht immer, ein tranceartiger Zustand vorausgehen mag (ebenfalls etwas prinzipiell nicht Religiöses). Sie bleiben also wohl in dem von Dir zitierten Bereich der „Erweiterung irdischer Sinneswahrnehmung“, sind aber begrifflich von Halluzinationen eindeutig zu unterscheiden, weil ja eine überprüfbare Übereinstimmung mit (wenn auch räumlich oder zeitlich entfernten) objektiven Tatbeständen vorliegt, während die Halluzination gewissermaßen als freies Spiel möglicher Bewusstseinsinhalte erscheint und nur subjektiv als transzendierendes Erlebnis gewertet werden dürfte. Es wäre sehr interessant und von entscheidender Bedeutung zu erfahren, ob wirklich durch (welche?) Drogen eine von der Halluzination unterscheidbare „Erweiterung der normalen Wahrnehmung unserer irdischen Sinne“ erreicht werden kann.

F. P. hatte Bedenken gegen jede zu konkrete Vorstellung des seiner Überzeugung nach prinzipiell unerkennbaren Transzendenten, wenn er in einem anderen Brief an Bodmershof⁶ auch konzidiert, dass „die Fähigkeit, Transzendentes zu erfühlen, zu empfinden“, notwendig sei – „wie sonst sollte das konkret oder abstrakt Sinnhaftige nicht nur in seiner Relativität durchschaut, sondern in seiner absoluten Fundierung erkannt werden?“ Er wehrt sich jedoch gegen die Postulierung „nicht vergänglicher Seelenkräfte“ (er gesteht ein, dass die „Seelenwanderung“ eine ihm „übrigens unvollziehbare Vorstellung“ sei) oder eines „transzendenten Menschlichen Seins nach dem Tode mit seelischen Sinnen“ – dies sei ihm absolut unvorstellbar. Er stimmt aber zu, „dass die Vernachlässigung der Parapsychologie durch unsere Naturwissenschaft deren Wert und Bedeutung geradezu in Frage stellt oder doch empfindlich einschränkt“, gleichzeitig anmerkend:

Andrerseits aber kann ich Behauptungen, über „Wesen, die jene okkulte Zone der Erde bevölkern“ (S. 70) einfach nicht



akzeptieren, weil mir keinerlei Beweis für ihre Existenz gegeben, sondern hier ein geradezu typischer Fall gefährlichen Mischdenkens vorzuliegen scheint. [...] Hier scheinen mir Phantasien mit Einsichten auf unzulässige Weise verwechselt zu werden! [...] S. 108 sprichst Du (mit Recht) davon, dass eine Kollektivseele ‚auch in der psychologischen Erfahrung nicht erwiesen werden‘ konnte – gilt das nicht (entgegen manchen Behauptungen) ebenso von der Reinkarnation? (Liegt es nicht näher, in den doch unverhältnismäßig seltenen Fällen angeblicher Rückerinnerung an frühere Verkörperungen an dem Hellsehen verwandte Einblicke in vergangene fremde Existenzen zu denken? Auch auf diesem Gebiet scheinen mir die Grundsätze der Denk-Ökonomie in Geltung bleiben zu müssen – keine komplizierte Erklärung zu versuchen, wo eine einfachere möglich ist).

Am Ende des Briefes, aus dem hier zitiert wird, weil er die Problemsicht Fritz Petrowskys exemplarisch aufzeigt, entschuldigt dieser sich bei seinem Freund dafür,

dass ich Dein Werk so sehr zum Gegenstand rationaler Auseinandersetzung mache. Meine Legitimation, mich in diesem Falle zu äußern, liegt – außer in der jahrelangen, herzlichen und verehrungsvollen Freundschaft – wohl hauptsächlich darin, dass ich seit jeher das tiefe Bedürfnis empfunden habe, mich der von mir stets geahnten einen und einzigen Wahrheit so weit wie möglich zu nähern – was mich ebenso zu beglückender Zustimmung wie gelegentlich auch zu entschiedener Ablehnung dessen, was mir als falsch oder abergläubisch erschien, geführt hat. Immer aber war und ist das mit dem Gefühl verbunden, dass das, was zustimmt oder ablehnt, in Wirklichkeit nicht meine zufällige Person, sondern – sit venia verbo – der in ihr lebendige ewige Kern sei. Oder anders gesagt: Was meine Stellungnahme jeweils bestimmt, scheint mir das Gewissen (nicht im moralischen Sinne, sondern eben als unüberhörbares Ur-Wissen) zu sein.

Jahre der Verlorenheit

Als Fritz 9 Jahre alt war, starb sein Vater, ein Hofbeamter, an einer Blutvergiftung. Die Mutter bezog nur eine kleine Pension; sie brachte den Buben aus finanziellen Gründen in einer k.u.k.-Militär-Unterrealschule in St. Pölten unter, in der der nicht unbegabte, aber extrem schüchterne Schüler sehr unglückliche Jahre verbrachte. Die Zöglinge, bis zu sechzig in einer Klasse, wurden von vierzehnjährigen Unteroffizieren befehligt, die die Macht, die sie über die Kleineren hatten, gehörig auskosteten. Der Abschluss des ersten Jahres mit „dreifacher Auszeichnung“, also mit Vorzug, und die damit verbundene sichtbare Distinktion (zwei gelbe Streifen mit Messingknöpfchen am Kragen der Uniform) brachten allerdings eine leichte Verbesserung der Situation. Zu den belastendsten Erlebnissen dieser Zeit zählte bezeichnenderweise aber ein oft erzähltes „privates“ Problem:

Fritz' Mutter Constanze „Stanzi“ hatte eine ihr zum



Zwillingschwester: Stanzi (Mutter von F. P.) und Evi als Mädchen

Verwechseln ähnlichsehende, eineiige Zwillingschwester, die liebe Tante Evi. Wenn der Bub nun, selten genug, Besuch von einer der beiden Frauen im Internat bekam, litt er größte Qualen beim Versuch, durch vorsichtiges Fragen herauszubekommen, ob sein Gegenüber nun seine Mutter oder seine Tante war. Er genierte sich zu fragen – und konnte vor lauter Peinlichkeit das Treffen mit dem geliebten Menschen überhaupt nicht genießen ...

Nach dem 1. Weltkrieg landete Fritz in der neu errichteten Bundeserziehungsanstalt in Breitensee. Er profitierte vom Deutschunterricht des Direktors, des bekannten Germanisten und Nestroy-Forschers Otto Rommel, der das bald unbändige Interesse an guter Literatur, auch an weniger bekannten Dichtern wie Carl Spitteler mit seinem *Olympischen Frühling*, weckte. Alfons Petzold, Wilhelm Raabe, Hermann Hesse und Hans Carossa sollten die bevorzugten Schriftsteller werden.⁷ Eifrige Stehplatzbesuche in Theater und Oper erweiterten zusätzlich den Horizont des aufnahmefähigen Knaben.

Während des Jusstudiums an der Universität bemühte sich F. P. um die Abrundung seines Weltbildes – er besuchte kunstgeschichtliche Vorlesungen von Strzygowski und Tietze und befasste sich mit den ungewöhnlichen Thesen von Hermann Swoboda (Bio-rhythmen) und Carl Camillo Schneider (Parapsychologie). Besonderen Eindruck machten aber die Vorlesungen Hans Kelsens, mit dessen objektiv/relativistischer Darstellung er sich voll identifizieren konnte. Zwei Semester lang las Kelsen auch über griechische Rechtsphilosophie. Hingegen schienen dem für alles Neue offenen Studenten die Ausführungen Othmar Spanns abstrus und unwissenschaftlich.



Die Studienzeit brachte auch die erste Berührung mit politischen Umtrieben:

An den Hochschulen stieß ich sofort auf den bei der so genannten deutschen Studentenschaft besonders betonten Antisemitismus und erlebte alljährlich die damals üblichen Krawalle. Provokationen und vorbereitete Versammlungsstörungen erregten schon damals meinen Abscheu und trugen sehr dazu bei, dass ich mich für die angefeindeten sozialistischen Hochschüler zu interessieren begann. Umso mehr, als mein Klassenkamerad Otto Tschadek, in den 50er Jahren dann Justizminister, damals deren Obmann war und auch von seiner Tätigkeit im Heimat-Bezirk Bruck an der Leitha berichtete. Sehr spät erst aber entschloss ich mich zum formellen Beitritt und spürte auch nachher stets einen inneren Widerstand. Einseitige Stellungnahme war nie meine Sache. Aber irgendwie zeigte sich schon damals die später für mich charakteristische Erfahrung, immer wieder zwischen zwei Stühlen zu sitzen. Von den Deutschnationalen abgestoßen, empfand ich mich bei den sozialistischen Proletariern oder marxistisch-jüdischen Sozialisten stets als Außenseiter. Später verhinderte die Tatsache, dass ich aus Ehrlichkeit aus der Kirche ausgetreten war,⁸ an deren Lehren ich nicht glaubte, dass ich im Staatsdienst beschäftigt werden konnte. Konfessionslose galten automatisch als jüdisch oder politisch unzuverlässig. Höchstens konnten sie in der sozialistischen Wiener Gemeindeverwaltung unterkommen, dort gab es aber, als ich mein Studium beendet hatte, keine freien Stellen mehr.

Interessant, welche nachhaltige Wirkung die nationalsozialistischen Störaktionen auf F. P. hatten. Als im Jahr 1968, zur Zeit der Militärdiktatur in Griechenland, Studenten



Foto Fritz Petrowsky: auf Paros

einen Lichtbildvortrag störten, schrieb er eine Glosse⁹ unter dem Titel *Missbrauchte Jugend*, in der es hieß:

Das gerade an diesem Jahrestag des Triumphes der Gewalt durch das Wiederaufleben der vor dreißig Jahren erlebten Technik der brutalen Versammlungsstörung durch eine terroristische Minderheit besonders empörte Publikum gab seiner Entrüstung deutlichen Ausdruck, und es war bedrückend zu erleben, wie die blutjungen Demonstranten, im Glauben, ein gutes Recht auszuüben, mit der Form ihres Protestes gerade ein Beispiel jenes Terrors gaben, den sie bekämpfen wollten. [...] Wer seinerzeit die systematische Störung von Vorlesungen erlebt hat, konnte die Gleichartigkeit der Vorgangsweise nicht übersehen. [...] Wer missbraucht bei uns die Unzufriedenheit einer sichtlich ahnungslosen jungen Generation, um Zustände herbeizuführen, die anderwärts endlich überwunden scheinen?

Da nach Abschluss des Studiums 1929 kein adäquater Akademikerposten zu bekommen war, nahm F. P. nach dem Gerichtsjahr auch verschiedene untergeordnete Tätigkeiten an, bei denen ihm seine kaufmännische Ausbildung, die er sich parallel an der Hochschule für Welthandel angeeignet hatte, zugute kam. So arbeitete er auch für einige Zeit als Buchhalter in einer Sensenfabrik in Molln in Oberösterreich, von wo aus er einmal einen Ausflug nach Kefermarkt unternahm, um sich den berühmten gotischen Schnitzaltar anzusehen. *Dort lernte ich die auf einer Fahrt zu ihrer Freistädter Freundin ebenfalls den Altar aufsuchende Schriftstellerin Erika Mitterer kennen, deren Gedichte mir schon vor Jahren anlässlich einer Radiosendung nachhaltigen Eindruck gemacht hatten.*

Die Erzählungen unserer Eltern, wie diese erste Begegnung abgelaufen war, waren sehr amüsant. Nachdem man vor dem Altar einige Worte der Bewunderung gewechselt hatte und dann auseinander gegangen war, traf man sich überraschenderweise am Abend im einzigen Gasthof des Ortes wieder und setzte sich – zögernd – zusammen. Mit vorsichtigen Bemerkungen versuchte man, die Einstellung des jeweils anderen zu ertasten, jeder hätte den Kontakt sofort abgebrochen, hätte sich herausgestellt, dass der andere mit den Nazis sympathisierte. Man wusste: Mit diesen Leuten ist eine Verständigung unmöglich.

Nun, der Test ging gut aus – man sah sich im Winter in Wien wieder, heiratete 1937, bekam im Unglücksjahr 1938 das erste Kind, die Tochter Christiane (Martin folgte 1942, Stefan 1947), und verwarf letztlich die Auswanderungspläne, weil sich F. P. für körperliche Arbeit nicht gesund genug fühlte und er als Jurist keinerlei Chancen für eine geistige Tätigkeit im Ausland sah.

Ende 1940 erfolgte die Einberufung zum Militärdienst, zum Glück nicht zu einer kämpfenden Truppe sondern zum Flugmeldedienst. Bis zu seinem Tod litt F. P. unter



Foto Fritz Petrowsky: auf Hydra

der Tatsache, dass er sich dem Dienst in Hitlers Armee nicht entzogen hatte:

Das mein späteres Leben unverwischbar prägende Gefühl, versagt zu haben, beruht auf der Tatsache, dass ich dem Nationalsozialismus, den ich von Anfang an abgelehnt und als verderblich erkannt hatte, nicht aktiv widerstand. Es war und blieb meine größte Demütigung, dass ich der Einberufung zum Kriegsdienst folgte und mich, wenn auch stumm, an der Eidesleistung an Adolf Hitler beteiligte. Der Entschuldigungen dafür gibt und gab es natürlich genug, was konnte der Einzelne mit seiner Verweigerung erreichen, außer seinen Untergang. Und ich hatte doch erst vor wenigen Jahren das Glück einer liebevollen Ehe gefunden, und unser geliebtes erstes Kind war knapp zwei Jahre alt. Durfte und konnte ich Frau und Kind um eines den meisten sinnlos erscheinenden Opfers willen allein lassen und der Verfolgung aussetzen? Nun, ich war zu schwach, um meiner Überzeugung gemäß zu handeln und hatte dabei, im Gegensatz zu so vielen anderen, nicht die Ausrede, gutgläubig gewesen und getäuscht worden zu sein.

Vor der Entscheidung, sich der Einberufung nicht zu widersetzen, müssen schrecklich belastende Diskussionen zwischen den Ehepartnern stattgefunden haben; E. M. wird ihren Mann wohl mit dem Argument „Das hättest du dir überlegen müssen, bevor du ein Kind zeugst!“ unter Druck gesetzt haben. Schon am 27.11.1938 liest man in ihrem Tagebuch: *Wegen verreisen u. verweigern reden, Geheul.*

Aus dem Feld schrieb F. P. dann rührende Briefe, z.B. am 7.5.45 aus Prag:

Und heute kam zu Mittag ein deutscher Angriff auf Prag, bei dem in nächster Nähe mehrere Bomben einschlugen und mit

Bordwaffen durch die Fenster geschossen wurde. Es gab leider Opfer, darunter mein lieber Kamerad Bayer; er war aber wohl sofort tot, Treffer am Hals. [...] – Ich will Dir nur wieder sagen, mein ganz geliebtes Herz, dass mein Leben erst durch Dich [...] ein richtig erfülltes und erlebtes wurde und dass Du mit den sehr geliebten Kindern mein ganzes und ein großes Glück warst und bist! Wüsste ich nur, dass Euch nichts geschehen ist. Wenn aber auch Du Schweres durchzumachen hattest, möge Dich der Gedanke an mich wenigstens ein kleinwenig trösten; auf jeden Fall aber, u. was immer auch geschehen sein möge, musst Du gewiss sein, dass ich überzeugt bin, dass Du immer das Beste getan hast u. dass es keinen Fall geben kann, in dem ich Dir einen Vorwurf machen würde. Meine Geliebte, Du! Dein Gedicht, und besonders die letzte Strophe „Süßes Einsseins getrost“ war mir heute eine große Hilfe, ich sagte es mir immer wieder vor. (Siehe S 19)

Im Oktober 1945 stand F. P. plötzlich vor dem Gartenhaus in Kritzendorf, in dem Erika Mitterer die letzten Kriegsmomente mit den Kindern verbracht hatte; gerade diesmal hatte sie vergessen, zur entsprechenden Zeit nach Ankunft des Zuges hoffnungsvoll den Berg hinunterzuschauen! Ich selbst erschrak vor dem fremden Mann und schrie, wie wahrscheinlich viele kleine Kinder damals: „Ich brauch keinen Papa!“

Allgemeinbildung verwertet

Es ist typisch für F. P., dass er noch im Feld in sein Notizbuch Gedanken über den kulturellen Wiederaufbau des Landes eintrug, die er nach seiner Rückkehr zu einem Konzept ausbaute, das die Bereiche Schulwesen, Museen und Sammlungen, Theater und Konzerte, Bildende Kunst, Bibliotheken, Verlagswesen und literarische Produktion, Medien, Schallplattenproduktion und Kultus umfasste; auf eigens reservierten Seiten unter der Überschrift „Für die Kinder“ notierte er auch Maximen für ein geglücktes Leben.

Während sich Erika Mitterer noch in den letzten Kriegstage gemeinsam mit Oskar Maurus Fontana für die Neugründung des Schriftstellerverbandes engagierte, folgte F. P. nach seiner Heimkehr dem Ruf Ernst Moldens, ihm beim Wiederaufbau der Presse (vorerst als Wochenzeitung, dann als Tageszeitung) zur Seite



Foto Fritz Petrowsky: auf Thira



zu stehen. In seinen Funktionen vorerst als Redakteur, später als Leiter des Archivs, das er nach einem von ihm entwickelten System¹⁰ aufgebaut hatte, konnte er endlich seine umfassende Allgemeinbildung nutzbringend einsetzen, und er schrieb Artikel überwiegend zu geisteswissenschaftlichen Themen – darunter einen Bericht¹¹ über den letzten Vortrag Kelsens an der Universität Wien über „Naturgesetz und Willensfreiheit“ und einen kritischen Kommentar¹² über den Orpheus-Film Cocteaus unter der Überschrift „Roboterkunst“, aber auch Glossen wie die untenstehend wiedergegebene „...und neues Leben blüht aus den Ruinen“.

Die tägliche Beschäftigung mit allen Printmedien brachte es mit sich, dass sich der überzeugte Sprachpuritaner nicht nur als Sprachpolizist betätigte, der z. B. den „Watschenmann“ immer wieder mit Material versorgte, er fertigte auch ganze Plakate mit den herrlichsten Stilblüten an, die noch in meinem Besitz sind. Da liest man Verblüffendes, wie:

Reichenfels bekommt ein zweites Bein

In Amsterdam wurde die Zeit zersägt

Der Nudelwalker wechselte den Täter

Die Spitzhacke wütet am Wirtschaftsbeirat

Im Rücken Cruschtschefs rumort es

Soll die Triester Straße erwürgt werden?

Latente Trinkwassergefahr schleicht durch Wels

1966 lernen auch Journalisten Deutsch

Abtrünnige Freundin auf Photos verschickt

Die Krankenkassen gebaren aktiv

Dunkelheit rankt sich um ein Werk Kafkas

Verlobte beim Sonnenbad von Lawine überrascht – beide tot

Wie bringt man Frankreich nach Brüssel?

Tito nagt auch an Lenins Säule

Inder erfrieren bei null Grad

USA und Bonn über Berlin zerklüftet

Im Jahr 1954 würdigte die *Presse* auch F. P.s fotografisches Talent, indem sie eine Feuilleton-Serie mit schönen



Foto Fritz Petrowsky: in Evzoni

Aufnahmen aus seiner Hand (z. B. mit der auf S. 9 abgebildeten *Geißelung Christi*) illustrierte. Auch nach dem Ende seiner journalistischen Tätigkeit äußerte sich F. P. vielfach in Leserbriefen zu Themen, die ihn bewegten, und hier lässt sich die große geistige Übereinstimmung mit seiner Frau besonders gut erkennen. So nahm er auch ausführlich zu *Jesu Hochzeit* von Lotte Ingrisch (jenem Text, der die Neo-Katholikin Erika Mitterer überaus erzürnt hatte) Stellung¹³:

„... und neues Leben blüht aus den Ruinen“ – echt wienerisch!

Die Stürme der letzten Zeit, die uns so manchen Brocken an den Kopf zu werfen drohten, haben uns auch verstärkt ins Bewusstsein gerufen, dass gerade die Kärntnerstraße, an die sich so viele Vorstellungen vom früheren Leben in Wien knüpfen, jetzt zu den größten Trümmerfeldern unserer Stadt gehört. Seit Tagen ist sie für den Verkehr gesperrt, Fahrbahn und Gehsteige sind von Schutt und Ziegeln übersät. Mit einiger Mühe haben sich aber die Fußgänger, die ihre gewohnte Strecke gehen wollen und jeden Umweg verabscheuen, trotz der Sperre ihren Weg gebannt, und nun strömen sie, fast als wäre nichts geschehen, vom Stephansplatz zur Oper und umgekehrt. Für die Mühe, die sie aufwenden müssen, um die von den Behörden fürsorglich angebrachten Absperrungs-„Hindernisse“ zu überklettern, werden sie jedoch auf eine ebenso unerwartete wie reizvolle, aber jedenfalls ganz wienerische Art entschädigt: An einer Straßenecke steht – wie eh und je seit Wiernermenschengedenken – die Blumenfrau und bietet die ersten Schneeglöckchen zum Verkauf. Überflüssig zu sagen, dass sie an diesem Posten auf abgesperrter Straße um den Geschäftserfolg nicht besorgt zu sein braucht ...

Fritz Petrowsky

26.2.1946



Wenn ich als Ungläubiger mich dazu zu Wort melde, dann deshalb, weil mir Jesus von Nazareth als eine der großen Leitgestalten der Menschheit so bedeutend und so wichtig erscheint, dass man sich ihm nur mit größtem Ernst nähern darf (was nichts mit der Frage zu tun hat, ob er selbst gelacht habe). Diese gebotene Ehrfurcht lässt aber ein Libretto vermissen, das mit dem Bibeltext, der wie ein großartiges Mosaikbild die Persönlichkeit Jesu erscheinen lässt, so freizügig umgeht [...]. Hier scheint mir die vielberufene „dichterische Freiheit“ durch eine naive schriftstellerische Überheblichkeit ersetzt zu sein.

Ein anderes Beispiel dafür, dass das „ungleiche Paar“ an denselben Vorgängen Anstoß nahm, ist die herbe Kritik⁴ an einer Besprechung des Buchs von Kardinal Mindszenty (dem Erika Mitterer einen ganzen Gedichtzyklus widmete), wo sich F. P. an der Formulierung „Elias ließ die Feinde des Herrn hinrichten; das ist dem Fürstprimas verwehrt. Aber der Ton verrät den Wunsch“ stieß. Er protestierte:

... Auch ich habe, obwohl nicht gläubig, das Buch mit Erschütterung und Bewunderung gelesen. Es gibt auf den mehr als 400 Textseiten keine einzige Stelle, welche die zitierte Behauptung rechtfertigen würde.

In besonderem Maß engagierte sich F. P. für Frieden und Abrüstung. In seinem *Testimonium* sagt er: *Nach Kriegsende, enttäuscht im Zelt hungernd und des Schicksals meiner Familie ungewiss, gelobte ich mir, falls wir heil überleben sollten, in Zukunft das Äußerste zu tun, um die Wiederkehr von Unterdrückung und Krieg verhindern zu helfen. Was ist daraus geworden? Nur dass ich einige Jahre lang in bescheidenem Ausmaß an der Tätigkeit des Internationalen Versöhnungsbundes teilnahm.*¹⁵ In der für ihn typischen Selbstkritik fügt er gleich hinzu: *Zu einer wirklichen, wirksamen Aktivität kam es wieder nicht.* Er entrüstete¹⁶ sich jedoch über die neue Erfindung der Neutronen-Bombe, die „nur“ Lebewesen, aber keine Sachobjekte zerstöre und warnte¹⁷ in aus heutiger Sicht geradezu hellseherischer Weise vor dem Terror: *Dem Terror kann nur das Recht ein Ende setzen. Deshalb Ächtung durch die Staaten, Verbot der Unterstützung und Asylgewährung für Terroristen, Pflicht zu ihrer Bestrafung und als Sanktion totaler Boykott jedes Staates, der diese Verpflichtung nicht einhält, selbst wenn er Öllieferant ist.*

In den Jahren nach der Pensionierung (die Arbeit in der Presse war ihm durch Intrigen vergraut worden, so dass er einige Jahre in einer amerikanischen Werbeagentur mit dem Aufbau eines Werbearchivs verbrachte) beschäftigte sich F. P. intensiv mit Archäologie und Anthropologie, wo er es zu großer Wissenstiefe brachte und mit Experten etlicher Länder über verblüffende Parallelen in verschiedenen Kulturkreisen korrespondierte; auf unseren Vorschlag, darüber populärwissenschaftliche Artikel zu schreiben, meinte er jedoch immer nur bescheiden: „Ich bin doch

Erika Mitterer an Fritz Petrowsky

ABSCHIED

Mit dir, Geliebter, ein ruhiges Alter begehen,
allzukühner, unerfüllbarer Traum!
Da rings die Städte zerfallen, die Reiche verwehen,
wirbeln wir Menschen wie welkendes Laub durch den Raum,

hierhin und dorthin; und Liebe vermag nichts, die bindet,
machtlos wartet sie ab, was das Geschick ihr verhängt ...
Flammender aber denn je ist ihr herrliches Feuer entzündet,
wird in verrauschender Zeit ihr eine Stunde geschenkt.

Glauben wir Dauer? Gewisser im Herzen und reiner
blüht uns die Ewigkeit, still, unsres gesegneten Bunds;
je ein Tropfen des Glücks labt sie und wiederum einer,
auf daß die Zuversicht nie gänzlich verdorre in uns.

Wären allein wir, vielleicht wählten wir selbst uns das Ende –
sieh, wie sie glänzt, die Verführung einer gemeinsamen Tat!
So aber halten die Kinder fest unsre zuckenden Hände,
wir erkennen ihr Recht und wir stehn ab vom Verrat.

O halt stille, mein Herz, laß dich von Blitzen nicht blenden,
glaube, glaube: du bist Leuchte vom ewigen Licht,
nach uraltem Gesetz wird deine Bahn sich vollenden –
aber verlisch nicht im Sturm! Aber verleugne dich nicht!

Süßen Einseins getrost, leichter wird Trennung erduldet,
tiefen Sinnes gewiß, nehmen wir auf uns die Not.
Willig büßen wir ab, was wir, wie alle, verschuldet,
und so fürchten wir nichts. Auch nicht den einsamen Tod.

1944

GELÖBNIS

Oh, kehrt du heim, wie will ich dir beweisen,
daß Liebe immer größer werden kann,
wie will ich, kehrt du heim, geliebter Mann,
mein Leben lang nur Gottes Gnade preisen!

Kleinmütig sollst du nimmer mich erblicken,
und von des Tages Sorge nie besiegt!
Dies Herz, das jetzt, allein, nicht unterliegt,
vermag mit dir in alles sich zu schicken!

Was hülf es mir, daß mich der Tod verschmähete?
Du weißt es, Gott, ich nahm ihn willig an –
drum dulde, daß ich um sein Leben bete

und schützt du meines, gib mir auch den Mann!
O wüßst ich, was ich dir zum Dank gelobe ...
Gib ihn mir wieder! Stell mich auf die Probe!

1945



Erika Mitterer und Fritz Petrowsky mit Enkelkind, 1967

nur ein Laie“. Im Übrigen genoss er gemeinsam mit seiner Frau viele Reisen nach Griechenland und schöne Bergurlaube und widmete sich intensiv seinem Hobby Fotografie.

Von einer Begegnung in Griechenland berichtet der deutsche Schauspieler Dieter Groest:

Wir lernten einander auf einem Schiff in der Ägäis kennen. Das Ausbooten in Amorgos war wie so oft abenteuerlich. Wir betraten gerade das Land, als alle Lichter ausgingen. Erika und Fritz Petrowsky wollten in einem Häuschen wohnen, das einem Pater in Wien gehörte. Man solle sich an Kyrios Nomikos wenden. Wir riefen abwechselnd unzählige Male „Kyrios Nomikos“ in die Nacht – schließlich erbarmte sich unser eine Frau, machte drei Betten zurecht und verkündete uns, dass besagter Herr in Katapola wohne, wir seien aber in Ägjali gelandet (der Anlegeplatz des Schiffs alterniere wöchentlich). Am nächsten Morgen schaukelten wir also mit einem gecharterten Boot die Südküste entlang nach Katapola – einen Landweg gab es nicht. Hier fanden wir auch das Häuschen des Paters, zu dem Herr Nomikos den Schlüssel hatte.

Nach gemeinsamen Ausflügen und Abendessen in den nächsten Tagen – F. P. konnte täuschend ähnlich den Ruf eines Esels nachmachen, was seine Frau sehr erheiterte – trafen wir uns später und in den folgenden Jahren mehrmals in Athen, wo die Petrowskys in der Plaka das Lokal mit den besten Dolmades (gefüllte Weinblätter, warm serviert) kannten. Einmal kam ich nach Wien und F. P. hat mir Wien (Schlösser, Museen, Venus von Willendorf, Kahlenberg, Heuriger usw.) gezeigt.

Wir schrieben uns alljährlich zu den Geburtstagen, meist mit Fotos. Ich, der ich Inseln „sammelte“, versuchte, mei-

nen Wiener Freunden neue Ziele schmackhaft zu machen. Flüge waren damals sehr teuer; ich fuhr immer mir dem Hellas-Express, die Petrowskys beschwerlich mit dem Bus.

Wehmütiger Rückblick

Wenn F. P. in hohem Alter – er starb im 90. Lebensjahr – auf sein Leben zurückblickte, beklagte er immer, nicht genug aus seinen Anlagen und Begabungen gemacht zu haben. Und wahrscheinlich stimmt es – mit mehr Ehrgeiz und mehr Hartnäckigkeit, wohl auch mit einem Mindestmaß an Ellbogeneinsatz, wäre eine attraktivere „Karriere“ wahrscheinlich gewesen. Doch seine Frau und seine Kinder widersprachen ihm vehement und erinnerten ihn an die von ihm selbst stets betonte Überzeugung, dass der Wert eines Menschen nicht durch den äußeren Erfolg bestimmt wird.

Wenn in einer zivilisierten Gesellschaft Kriterien – auch wenn sie manche Zeitgenossen als überholt abtun – wie Anständigkeit, Rücksichtnahme und Diskretion ebenso bleibende Gültigkeit haben wie das Streben nach umfassender klassischer Bildung im Sinne sittlicher Vervollkommnung, darf Fritz Petrowskys Weg der Lebensbewältigung als geglückt bezeichnet werden. Erika Mitterer hat den Rückhalt, den dieser Mann ihr gab, unbedingt gebraucht, um ihren Weg des Widerstands gegen den Zeitgeist gehen zu können, und wir, seine Kinder, fühlen uns durch sein Vorbild im Besitz eines unentbehrlichen Kompasses.

Seinem Wunsch entsprechend stand auf seiner Todesanzeige dieser Spruch von Hans Carossa:

Raube das Licht aus dem Rachen der Schlange.



Foto Fritz Petrowsky: Thira

- 1 Fritz Petrowsky: geboren am 3.9.1906 – gestorben am 5.1.1996 in Wien.
- 2 Dieses Zitat und alle weiteren ohne Quellenangabe stammen von einem Tonband, das den Titel *Testimonium für Martin* trägt und das F. P. zu Weihnachten 1981 auf meine Bitte besprochen hat.
- 3 In einem Brief an Prof. Hans Thirring vom 20.5.1946 schreibt F. P., der sich 1948 auch bereiterklärte, als Vertreter des C. Brunner Institutes in Österreich zu fungieren: *...der Philosoph Constantin Brunner, dessen Werke hier wohl nur wenigen bekannt sind, scheint mir für unsere Gegenwart und Zukunft von größter Bedeutung zu sein [...] Wenn ich Sie [...] behellige, so ist es, weil diese Bücher für mich geistig bestimmend waren, ich in ihnen eine sonst nirgends angetroffene Geschlossenheit des philosophischen Systems fand [...] und Erkenntnisse, die wie keine anderen sinnvolle Deutung und – ich wage zu sagen: Wahrheit über die entscheidenden Probleme und Sachverhalte darboten.* Und in einem Brief an Frederic Ritter vom 13.8.1946 heißt es: *Auf Ihre Frage nach meinem Verhältnis zu Brunner möchte ich kurz sagen, dass ich [...] durch einen Kollegen auf die „Lehre“ aufmerksam gemacht wurde. Dieses Werk und bald darauf „Unser Christus“ wurden mir zum entscheidenden Erlebnis meiner geistigen Entwicklung.*
- 4 Wilhelm Bodmershof: *Psychedelics. Übersinnliche Erfahrung durch Drogen?* Sonderdruck aus *Gestalt und Wirklichkeit*, Festgabe für Ferdinand Weinhandl, hg. v. Robert Mühlher und Johann Fischl. Duncker & Humblot, Berlin 1967, S. 139-143.
- 5 Brief Fritz Petrowsky an Imma und Wilhelm von Bodmershof, 2.2.1968.
- 6 Brief Fritz Petrowsky an Wilhelm von Bodmershof am „Ostermontag 1965“. Dieser Brief ist die Reaktion auf das „Für Fritz und Erika in herzlicher Freundschaft“ gewidmete Buch *Geistige Versenkung* (W. v. Bodmershof, Kobersche Verlagsbuchhandlung AG, Zürich 1965).
- 7 Mit Hesse und Carossa hat F. P. später ebenso (und unabhängig von der Literaturkorrespondenz Erika Mitterers) korrespondiert wie z. B. mit Johann Gunert, Paula v. Preradović, Felix Braun, Theodor Kramer, Herbert Tichy und Frederic Ritter.
- 8 F. P. schrieb am 7.2.1963 an Robert Braun: *Ich bin als Kind katholisch aufgewachsen und empfand – vielleicht als Folge mangelhaften Religionsunterrichts als Heranwachsender nicht nur die damals unübersehbare politische Kompromittierung der Kirche mit Lüge und Heuchelei als für mich unerträglich, sondern sah auch keine Möglichkeit, die mir wesensnotwendig erscheinende Einheit des Weltbildes im Rahmen des von der Kirche an Glauben Geforderten herzustellen. Schließlich empfand ich den Gegensatz zwischen Evangelium und Kirche so stark, dass ich austrat. Dann saß ich zwischen 2 Stühlen u. musste einsehen, dass man meine Ablehnung der Kirche als eine solche des Christentums auslegte – und trat dann der alt-katholischen Kirche bei, die dem Einzelnen größere Auslegungsfreiheit lässt.* Nach dem Krieg verließ F. P. dann auch die Altkatholische Kirche.
- 9 Die maschineschriebene Kopie befindet sich im Nachlass F. P.s
- 10 Fritz Petrowsky: *Modifizierte Dezimalklassifikation im Pressearchiv.* In: *Publizistik*, Heft 2, 7. Jahrgang, März/April 1962, B. C. Heye & Co, Bremen, S. 99 ff.
- 11 *Die Presse*, 14.2.1953.
- 12 *Die Presse*, 21.1.1957.
- 13 Leserbrief in der *Furche*, 14.5.1980.
- 14 Leserbrief in der *Wochenpresse*, 23.10.1974.
- 15 Im Frühjahr 1946 korrespondierte F. P. auch mit Prof. Hans Thirring über eine mögliche Mitwirkung bei dessen „pazifistischen Bestrebungen“ und wies auf seine Kontakte zur Arbeitsgemeinschaft österreichischer Friedensvereine im Jahr 1938 hin.
- 16 Leserbrief vom 10.7.1977 an die *Presse*.
- 17 Leserbrief im *Kurier*, 5.1.1974.